



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niese, Charlotte: Die Reise ins Kloster

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

fung der Person! — in sich zu vereinigen und zu diesem Zweck sogar schon gelegentlich Einzeichnungslisten ausgelegt haben, allerdings erfolglos. Dann sollten sie also doch ihren Farbenpopanz lassen und Propagandaverene werden. Aber damit würde die Frage brennend werden, was sie denn eigentlich wirklich bestimmt „wollen.“ Wir fürchten, der Kulturfortschritt allein genügt nicht, und dafür ist außerdem schon die „freie wissenschaftliche Vereinigung“ da.

Es steckt trotz alledem und auch bei aller wirklichen oder anempfundenen Mensurangst in vielen dieser jungen „Reformer“ etwas tüchtiges und gutes, sogar neben allem auch immer noch der unverwüßlich gute nationale Zug unsers heutigen Studentengeschlechts. Aber wir fürchten, wenn es so weiter geht, werden sie nie aus der Unklarheit und der blinden Heeresfolge hinter dem Schellengeläute der Redensart erlöst werden.

Wir wären noch lange nicht zu Ende; vortreffliche und tüchtige akademische Korporationen, wie die Leipziger und sonstige Gesangsvereine, und manche andre sind noch nicht genannt. Aber es ist nun doch an der Zeit, in einem letzten Aufsatze wieder von der aufzählenden zu einer zusammenfassenden Betrachtung zu gelangen.



Die Reise ins Kloster

Von Charlotte Niese



orgen reisen wir ins Kloster! sagte Vater eines Sommermorgens zu Jürgen und mir. Wir waren überrascht, aber wir sagten kein Wort, schon aus Furcht, daß wir uns, wenn wir dumme Fragen stellten, das Glück der Reise verschmerzen könnten.

Wo liegt denn das Kloster? fragte ich nachher meinen Bruder.

Er lächelte überlegen: Weißt du das nicht? In Holstein liegt es, und lauter alte Damen sind drin — furchtbar alt sind sie, kann ich dir sagen. Heinrich ist schon mal mit Papa dort gewesen, und er sagte, er hätte nur lauter steinalte Damen gesehen, nur einen einzigen Mann und gar keine Kinder.

Gar keine Kinder? wiederholte ich erschrocken. Aber was sollen wir denn da?

Wir sind eingeladen. Mama hat es mir eben erzählt, daß uns Fräulein von Moldenwitt und Tante Emma eingeladen haben, etwas bei ihnen zum Besuch zu sein. Wir müssen uns aber gut betragen, sonst werden wir wieder fortgeschickt!

Bleibt denn Papa auch im Kloster? fragte ich.

Sürgen schüttelte den Kopf. Papa bringt uns hin und holt uns wieder ab! Es entstand eine nachdenkliche Pause, und dann lachten wir vergnügt. Papa war nicht immer gerade ein sehr bequemer Vater, man mußte ihm aufs Wort gehorchen. Im Damenkloster zu sein ohne ihn — diese Aussicht erschien uns also nicht gerade unangenehm.

Auch schon der Gedanke an die Reise stimmte uns freudig, und alle Welt nahm an unserm Vergnügen teil. Die ältern Brüder lachten zwar etwas beleidigend, als ich von Lina, unserm Mädchen, verlangte, daß sie meine gesamte irdische Habe, meinen Winterhut und meinen Radmantel einpacken sollte. Sie sagten, es wäre Juni, und da brauche man keine Wintersachen. Ich meinte gekränkt, die Klosterdamen sollten doch meinen neuen Hut sehn, der so wunderhübsch wäre. Aber Lina hielt es mit den Brüdern, betrachtete auch mißtrauisch eine halbgefüllte Flasche mit Tinte, die ich ihr ebenfalls hingestellt hatte.

Ich muß doch an Mama schreiben! rief ich eifrig, während Sürgen vier dicke alte Bücher in den Koffer warf.

Gott in hohen Himmel, was bringt der Jung mich da! murrte Lina. Meint das Kind, in so'n Koffer gehe allens?

Ich will Blumen pflücken und pressen! bedeutete sie Sürgen, aber auch seine Bücher wurden verachtet. Blumens kannst auch hier pflücken; dazu geht man nich auf Reisen, um so'n Unsinn zu machen. Nun bringt mich man was Vernünftiges her, sonst werdet ihr nie und nimmer fertig, und dann fährt Papa ohne euch!

Diese Drohung verfehlte nicht ihre Wirkung, und wir kamen allmählich zu der kummervollen Überzeugung, daß nicht alles, was wir so leidenschaftlich liebten, uns auf die Reise begleiten könne. Der Koffer war wirklich schrecklich klein — wie konnte nur der Sattler so kleine Koffer machen! Aber es half nichts, wir mußten uns in diesen Umstand fügen. Selbst der lebendige Laubfrosch, den mir Heinrich in einem Anfall von Rührung zum „Spielen“ auf der Reise geschenkt hatte, mußte zu Hause bleiben, weil sein grünes Glas nicht mehr in den Koffer ging. Heinrich nahm sein Geschenk wieder, gab mir aber nun statt dessen vier weiße Mäuse, die ich in einem Pappkasten auf dem Schoße halten konnte. Eigentlich konnte ich Mäuse nicht leiden, aber da ich wußte, daß Heinrich Wert auf seinen Besitz legte, so wollte ich sie doch nicht zurückweisen. Sürgen nahm dann noch als Handgepäck eine Schachtel voll Grashüpfer mit, während uns Hans zur Reise einen Pferdezügel schenkte.

Am andern Morgen hielt Heinrich früh vor der Thür, und wir waren sehr verschlafen. Ich war den letzten Abend spät ins Bett gekommen, weil ich bei mehreren Freunden lange Abschiedsbesuche gemacht hatte. Auch hatte ich noch etliche Thränen vergossen über eine der vielen Enttäuschungen, die selbst ein Kinderleben nicht verschonen. Eine alte Freundin hatte mir als

Reisegefährten einen zerbrochnen Käfig mit einem lebendigen Kanarienvogel geschenkt. Es war ein liebes Tier, das nicht nur fortwährend piepste, es sollte auch in seinen Mußestunden mit großer Unverdroßtheit Eier legen. Man wird also begreifen, wie ich mich freute, einen solchen Schatz mein eigen zu nennen, und wie die verschiedensten Pläne mein Hirn durchkreuzten. Noch war ich nicht ganz entschieden, ob ich den Kanarienvogel für mich selbst zähmen oder ob ich ihn der Tante im Kloster mitbringen oder ob ich eine Hecke anlegen sollte; da kam das Schicksal in Gestalt zahlreicher Angehörigen und verbot mir die Annahme des Geschenke. Die Leute sagten nicht bloß, daß wir schon genug solch dummes Getier hätten, sie behaupteten auch, daß dieses alte Weibchen ein wertloser Besitz sei, mit dem man keine Hecke anlegen könne. Kurz, Heinrich mußte den Vogel seiner Besitzerin wiederbringen, und ich weinte sehr. Zugleich beschloß mein Herz in Betreff der weißen Mäuse so schlimme Ahnungen, daß ich beschloß, keinem Menschen etwas von ihnen zu sagen. Sie wurden mit einer Semmel in meine kleine Umhängetasche gepackt, und ich bohrt ein paar Löcher ins Leder, damit sie Luft bekommen könnten. Unter diesen Vorbereitungen war es sehr spät geworden, und so konnte man mich kaum erwecken, als die Reise nun vor sich gehn sollte. Der Abschied von den Meinen aber wurde Jürgen und mir sehr leicht; wir dachten nur an das bevorstehende Neue und fuhren, nachdem alle Müdigkeit abgeschüttelt war, seelenvergnügt davon. Seid nur recht artig! vermahnte uns Mutter noch, und wir lächelten mit großer Selbstgerechtigkeit. Wenn wir wollten, konnten wir unheimlich artig sein — die alten Damen sollten sich wundern! Großvater schenkte uns sogar noch Reisegeld, eine Gabe, die uns in Entzücken versetzte und die kühnsten Pläne in uns aufsteigen ließ.

Ehe wir uns aber noch darüber geeinigt hatten, was wir uns alles kaufen wollten, und ob man wohl an einem Tage für zwei Bankthaler Bonbons essen könnte, ohne krank zu werden, waren wir schon am Sund; Niels setzte uns über, und nun befanden wir uns in Holstein.

Dies war schon an und für sich ein so großes Ereignis, daß wir gegen unsre Gewohnheit ganz still wurden und unserm Vater folgten, der dem Fährhause zuschritt. Denn auch auf der holsteinischen Seite befand sich ein Fährhaus, das von einem Manne bewohnt war, der in dem Rufe unglaublicher Grobheit stand. Alle Reisenden, die unsre Insel besuchen wollten, empfing er mit den entsezlichsten Vorwürfen über die Vermessenheit ihres Unternehmens. Auch sollte er sich mit Vorliebe den reisenden Damen in einem sehr wenig vorschriftsmäßigen Anzuge zeigen, besonders wenn sich die Post verspätete und sie in der Nacht ankamen. Wir hatten in dieser Beziehung schon die interessantesten Geschichten von ihm gehört und hegten schon lange den leidenschaftlichen Wunsch, ihn kennen zu lernen. Da war es denn eine rechte Enttäuschung für uns, den Fährpächter in ganz anständiger Kleidung aus seinem Hause

kommen und sogar den Hut vor unserm Vater abnehmen zu sehen. Und dieser Enttäuschung folgte sofort eine zweite: unser Vater hatte wohl Extrapost bestellt, sie war aber nicht da, und wir mußten warten. So etwas kam zu damaliger Zeit öfter vor, und die großen Leute hatten sich schon längst eine gewisse Resignation deshalb zugelegt. Vater zog also ein Buch aus seiner Reisetasche und setzte sich auf einen großen Stein am Wasser. Wir aber blickten sehnüchlich hinüber nach unsrer Heimatinsel. Auf dem blauen Wasser fuhr Niels mit einem großen Segelboote und „blinkerte“ Dorsch; wir aber saßen auf dem Festlande und fühlten uns verlassen. Wir hatten zuerst das Fährhaus durchstreift, aber außer Tausenden von Fliegen nichts sehenswerthes gefunden, dann waren wir im Pferdestall gewesen, ohne auch da etwas besondres zu entdecken, und nun saßen wir am Wasser.

Sürgen sagte, er hätte schon immer gesagt, daß er nicht mitreisen möchte: er wolle nicht ins Kloster, da sei es so langweilig; er wolle sein Taschentuch an die Flaggenstange binden, dann käme Niels und holte ihn. Ich erwiderte, dann wollte ich auch mit. In diesem Augenblicke rief uns unser Vater. Er hatte einen großen Teller mit Butterbrot vor sich stehen, auch etliche Gläser voll Milch; dieser Anblick verbesserte unsre Stimmung, und als der Teller leer war, hatten wir schon wieder so viel Reiseumut, daß wir in lautes Freuden-
geschrei ausbrachen, als sich die Extrapost endlich einstellte.

Sehr langsam ging es nun vorwärts, die Wege waren sandig, und der Wagen schaukelte beständig. Gottlob, daß es eine offene Halbschaise war, und so ging die Reise wenigstens ohne betrübende Zwischenfälle von statten. Nur daß wir heute nicht mehr ins Kloster kommen konnten, sondern unterwegs übernachten mußten, eine Nachricht, die uns sehr überraschend kam und uns mit mannichfachen Befürchtungen erfüllte.

Giebt es wohl in Holfstein Räuber? fragten wir unsern Vater, der beim Beantworten unsrer Fragen eine ruhrende Geduld an den Tag zu legen pflegte. Er verneinte entschieden; aber wir wurden doch sehr nachdenklich. Unser Großvater hatte als Student einmal ein Abenteuer mit Räubern in einem Wirtshause gehabt, und wenn er diese Geschichte erzählte, setzte er stets hinzu, man dürfe nie in einem fremden Wirtshause übernachten. Und nun sollten wir das heute thun! Sürgen und ich flüsterten viel mit einander, während sich Vater allerlei vom Kutscher erzählen ließ. Es gab eine Geschichte — wer hatte sie uns doch erzählt? — von einem Himmelbett, worin man, nachdem man eingeschlafen war, vom Betthimmel wie ein Pfannkuchen plattgedrückt wurde. Also für Himmelbetten dankten wir. Oder es kamen Diebe in das Schlafzimmer und nahmen einem alles weg, vielleicht sogar das Leben, wenn man aufwachte. Also man durfte nicht aufwachen; man mußte laut und tief atmen, am liebsten schnarchen, um die Menschen sicher zu machen. Wir übten uns also im Schnarchen, und dabei schliefen wir wirklich ein.

Als wir erwachten, hielten wir vor einem großen Hause. Die Sonne war im Untergehen, und wie uns der Hausknecht aus dem Wagen hob, sahen wir, noch schlaftrunken, auf die Straßen einer kleinen Stadt. Dann saßen wir plötzlich in einer kühlen, dunkeln Gaststube, sollten essen und mochten nicht, sondern blinzelten halb besinnungslos um uns.

Vater fand nicht viel Zeit, sich um uns zu bekümmern; er hatte zufällig einen Universitätsfreund getroffen, und beide Herren unterhielten sich lebhaft. Das Hausmädchen brachte mich zu Bette, während sich Sürgen energisch jede weibliche Hilfe verbat. Wir hatten zwei aneinanderstoßende Zimmer und glücklicherweise keine Himmelbetten. Als ich aber in den Kissen lag, wurde ich wieder vollständig wach. War es die ungewohnte Umgebung, das fremde Lager — kurz, alle Müdigkeit war von mir gewichen. Ich setzte mich im Bett aufrecht und suchte meine Gedanken zu sammeln. War ich wirklich fern von den andern Brüdern, von der Insel, von zu Hause? Und als mir immer klarer wurde, daß ich mich in der Fremde befand, kam das bitterste Heimweh über mich, und das Gefühl eines solchen Leids, daß ich es noch heute empfinde.

Wie lange ich in die Kissen geschluchzt habe, weiß ich nicht; plötzlich aber öffnete sich die Thür, und Sürgen huschte herein. Komm schnell! rief er, draußen vor der Thür spielen junge Ragen mit deinen Sonntagsstiefeln!

In einer Sekunde war ich aus dem Bett und auf dem Vorplatz. Dort zerrten drei junge, halberwachsene Ragen seelenvergnügt an meinen Stiefeln, und die Ragenmutter saß auf der Bodentreppe und sah dem Treiben ihrer Kinder zu. Es war reizend — aber es waren doch meine Sonntagsstiefel, und ich stand ratlos vor der Notwendigkeit, mein bestes Eigentum möglichst zu schützen. Ich gönnte ja den Ragen ihr Vergnügen von Herzen, aber ich dachte auch an Mutter. Sürgen warf ihnen ein paar fürchterlich alte Pantoffel hin, die er unter seinem Bett hervorgegraben hatte, aber die ließen sie liegen und bewiesen damit allerdings einen achtungswerten Geschmack — aber was sollte ich nun anfangen? Da durchzuckte mich ein rettender Gedanke: ich wollte ihnen eine weiße Maus opfern — nur eine, drei waren genug für die Tante. Sie lebten noch alle vier, vorhin erst hatte ich mich davon überzeugt, denn sie hatten nicht bloß die Semmel, sondern auch ein Stück Seife aufgefressen, das ich in die Tasche gesteckt hatte, Weilsenseife. Sie schienen ordentlich dick geworden zu sein, wie ich mich durch vorsichtiges Öffnen der Tasche überzeugt hatte. Die magerste von den vier sollte also den Käzchen überliefert werden. Zum Spielen natürlich; wenn sie dann schließlich verspeist wurde, schadete es auch nicht allzuviel.

Sürgen ging mit sehr viel Begeisterung auf meinen Plan ein, und weil er sich von mir an Großmut nicht übertreffen lassen wollte, holte er sein Grashüpferkästchen, um auch sein Teil zum Ragenvergnügen beizutragen. Aber

Grashüpfer sind sehr unzuverlässig, sie waren alle verschwunden. Auf welche Weise sie ihre Flucht bewerkstelligt hatten, war uns ein Rätsel. Sürgen aber bemerkte ganz richtig, was verloren sei, daß sei verloren, ich solle nur die Tasche mit den Mäusen holen. Dies geschah denn auch, Sürgen und ich knieten beide auf dem matt erleuchteten Flur, die Katzen sprangen um uns herum, und wir versuchten, eine Maus aus der Tasche herauszuholen. Aber wir mochten sie nicht recht anfassen, denn plötzlich geschah es, daß alle vier weißen Mäuse zwischen den Katzen herumliefen, daß die Katzenmutter beinahe einen Purzelbaum von der Bodentreppe schoß, um möglichst schnell zu ihnen zu kommen, und daß es eine große, interessante Jagd gab. Wir waren plötzlich mit unsern Stiefeln allein, und Sürgen meinte, wir sollten nur wieder zu Bette gehen.

Ich wußte nicht recht, wie ich meinen Verlust auffassen sollte, ob es besser wäre, zu weinen oder zu lachen. Da kamen Schritte die Treppe herauf, und wir huschten in unsre Schlafzimmer, und als ich wieder im Bette war, schließ ich auch bald wieder und fuhr unwirsch in die Höhe, als Sürgen mich abermals rief. Steh doch auf und sieh aus dem Fenster! sie werfen einen Betrunknen aus der Thür, und er schimpft! Höre nur! aber der kann fluchen!

So lagen wir denn aus dem weitgeöffneten Fenster hinaus und horchten mit Spannung auf den Monolog eines Arbeiters, dem die Thür gewiesen worden war. Spät konnte es noch nicht sein, denn es gingen noch Leute auf der Straße; wir meinten aber, es sei mindestens mitten in der Nacht, und kamen uns dabei ungemein interessant vor. Und alles, was der Arbeiter sagte, schien wunderhübsch zu sein, nur konnten wir leider den größten Teil seiner Rede nicht verstehn. —

Am andern Morgen bestiegen wir wieder unsern Wagen, nachdem wir unsäglich viel Kaffee getrunken und Butterbrot dazu gegessen hatten. Ich war selig: der Wirt hatte mir eine junge Katze geschenkt.

Das is ein kleinen Kater und ein feines Tier, sagte er; da wirst noch Spaß an haben! Und ein Mäusefresser! Was sein Mutter is, die is auch hinter die Mäusens her, wie nichts gutes. Heut ganz früh zog sie mit so'n weißen Diert herum, ich wußt gar nich, daß wir auch weiße Mäusens hatten! Na, das is denn ja auch einerlei: willst ihm haben, kannst ihm kriegen!

Na, ob ich „ihm“ haben wollte! Eilig nahm ich den kleinen, rot und schwarz getigerten Wollball an mich und erklärte, zeitlebens für ihn sorgen und ihn lieben zu wollen. Vater sah zwar etwas bedenklich aus, am liebsten hätte er wohl den Kater dankend abgelehnt; aber mein Zammer über das ver-sagte Kanarienvögelchen stand ihm vielleicht noch zu lebhaft vor der Seele. So durfte ich unbehelligt davonsfahren, mein Geschenk auf dem Schoße.

Unterwegs entspann sich ein lebhafter Meinungsaustrausch zwischen meinem Bruder und mir wegen eines Katernamens. Wir hatten eine Hauskatze, die

auf den Namen „Miesch“ hörte: so schlecht durfte dieses Tier nicht behandelt werden, die ganze biblische Geschichte, die großen und die kleinen Propheten boten ja reiches Namenmaterial für den Täufling. So beschloß ich denn, ihn Zephanja zu nennen, worüber Zürgen höhnisch lachte. Er war überhaupt etwas beleidigt, weil er keine Katze geschenkt bekommen hatte, und ich hatte nun unter seiner übeln Laune zu leiden. Er sagte, der Vater solle Garibaldi heißen; das wäre der hübscheste Name, den es gäbe. Zephanja wäre ein Jude gewesen, ein Jude aber dürfe nicht bei einem christlichen Vater Gebatter stehn. Da ich aber nie etwas von Garibaldi gehört hatte, und Zürgen auf meine Fragen nach ihm nur antwortete, Großvater habe manchmal von ihm vorgelesen, so widerstrebte ich diesem Namen heftig und äußerte mich über Garibaldi in einer Weise, die Zürgen in hohem Grade mißfiel. Ich schlug ihn, und er schlug mich wieder, dann weinten wir beide, und als sich Vater, der sich auf den Bock neben den Kutscher gesetzt hatte, ernsthaft nach uns umsah, trockneten wir unsre Thränen und zankten uns leise weiter. Ich warf Zürgen den Verlust meiner weißen Mäuse vor, und er sagte, ich wäre Schuld, daß die Grasshüpfer Reißaus genommen hätten, dann rief er plötzlich mit lauter Stimme nach Garibaldi, und ich nach Zephanja; denn der Vater war mein, und er sollte Zephanja heißen.

Aber Garibaldi alias Zephanja war nicht zu errufen. Er hatte unser kleines Handgemenge benutzt, auf Nimmerwiederssehen zu verschwinden. Wann er vom Wagen gesprungen und wohin er gelaufen war, ist stets ein unaufgeklärtes Geheimnis geblieben. Jedenfalls war die ganze Streiterei gänzlich überflüssig gewesen, weil Vater nicht umkehren und Zephanja suchen lassen wollte; denn Zephanja sollte er in meiner Erinnerung heißen, das nahm ich mir vor, und nun hatte auch Zürgen nichts mehr gegen diesen Namen.

Die unerwartete Flucht des Vaters gab dem Rest unsrer Reise etwas abenteuerliches. Jeden Baum, an dem wir vorüberfuhren, sahen wir darauf an, ob etwa der Flüchtling darin säße — denn er konnte ja eben so gut vorwärts wie rückwärts geflohen sein, und Zürgen erzählte viele Geschichten von Flüchtlingen, die sich durch tausend Gefahren durchgeschlagen hatten. Auf diese Weise verging die Zeit sehr schnell, und als wir am Kloster ankamen, wunderten wir uns, daß es schon Mittag war.

(Schluß folgt)

